

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 5

Artikel: Grethe : aus den Erinnerungen eines Arztes [Fortsetzung und Schluss]
Autor: Känel, Friedrich v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572406>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gretche.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Aus dem Dänischen von Friedrich v. Känel, Aeschi (Bern).

Fortsetzung und Schluß.

Wir verbrachten den Rest des Abends fast ununterbrochen in gegenseitiger Gesellschaft. Wir waren wohl Gegenstand für manchen neugierigen Blick und manche spitzige Bemerkung, aber wir hatten keinen Sinn für die Umgebung. Die Stunden schwanden wie Minuten, und als die Uhr halb Zwölf schlug und Gretche aufsprang, um heimzukehren, da waren wir Beide verwundert über die Flüchtigkeit der Zeit.

„Wer begleitet dich nach Hause?“ fragte ich nun mit klopfendem Herzen; „denn bei Nacht wirst du den Weg doch nicht allein machen.“

„Ach — warum nicht!“ antwortete sie zuversichtlich. „Ich kenne Alle hier und den Weg am besten von Allen. — Franz hat gesagt, daß er mir folgen wolle. Aber ich fürchte, daß er über etwas zornig ist. Er sah unzufrieden aus, als er ging, und — wo ist er denn geblieben?“

„Mag er sein, wo er will! — Ich will dich begleiten; jedenfalls auf dem Weg. Es ist herrliches Wetter und es wird lange dauern, bis ich dich wiedersehe.“

Und sie warf nach augenblicklichem Bedenken ihren Shawl um sich, nahm meinen Arm und wir begaben uns auf den Weg.

Es war heller Mondschein. Es wehte kühl, und die weißen Wolken flogen in schnellem Zuge über den hohen klaren Himmel. Wir nahmen einen kürzeren Weg durch den Garten und das Gehölz, das dessen Fortsetzung bildete. Die Heuschrecke rieb ihre Flügel in dem reifen Hopsen am Zaun, mit jenem eigentümlichen monotonen Gesang, der tiefer und stärker wird, je mehr sich die Zeit des Laubfalles nähert. Einige welke Blätter tanzten raschelnd vor dem Wind über die Wege. Der Lärm aus dem Festhause verlor sich mehr und mehr, und bald hörten wir nur unsere eigenen Schritte auf dem weichen Feldweg.

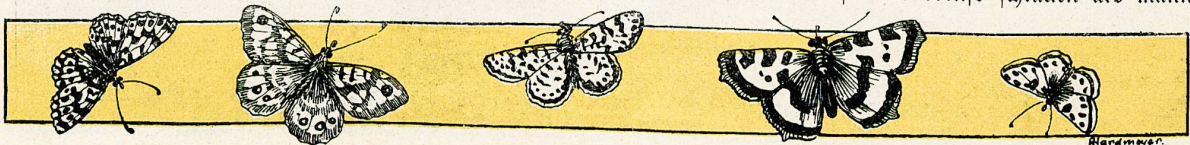
Wir wanderten lange stumm dahin.

Und der Pfad bog ab, hinab nach der Au. Der Tau lag schwer und grau im Mondschein auf dem hohen Gras der Wiesen. Der Wind trieb leichte Dämpfe über das mächtige Schilf. Es war stille hier, still wie in einer Kirche zur Nachtzeit.

Und während wir in dieser Stille vorwärts schritten, stürmte ein Heer von Gefühlen und Gedanken auf mich

ein und brachte mein Herz zu lautem Bochen. Ich war über mich selber zur Klarheit gekommen. Ich sah, daß ich mit unmittelbarer Gewalt von Liebe zu diesem Mädchen ergriffen worden war, mit dem ich nur zweimal in meinem Leben gesprochen hatte, und ich begann zu hoffen, daß meine Leidenschaft für sie erwidert würde. Gleich arm — und ich darf es wohl sagen — gleich unbeeinflusst von den unglücklichen Momenten in unserem Leben, waren wir uns zum erstenmale begegnet. Die Erscheinung des eigentümlichen schönen Kindes hatte mich drei Jahre lang begleitet. Diese Erinnerung hatte ich treu behütet. Während ich, elternlos wie sie, in meiner engen Studierkammer wirkte und verschlossen arbeitete, entwickelte das Kind in meiner Erinnerung sich zu einer bezaubernd schönen Jungfrau. Sie war herangewachsen ohne andere Bildungsmomente als diejenigen, die in dem Einfluß der herrlichen Naturumgebung auf ein tiefes und sympathisches Gemüt und in der Teilnahme am Unterricht ihrer Gespielinnen im Pfarrhose lagen. Ihr Takt, ihr Reiz und ihr zugleich unmittelbares, lebensfrohes und verständiges Wesen schienen etwas ganz Natürliches, Angeborenes zu sein. Ihr größter Reiz bestand in ihrem eigenen Mangel an vollem Bewußtsein davon, wie viel sie in ihrer großen Schönheit besaß und welche große Macht sie durch dieselbe auf ihre Umgebung ausübte. Ihr Leben war bisher ruhig und unbeeinflusst von den starken Strömungen verstrichen, die — früher oder später — über das Dasein eines jeden Menschen hereinbrechen. Aber ich hatte in diesem Augenblick ein Vorgefühl davon, daß es mit diesem Frieden bald vorbei sein würde. Denn wo ist Schönheit und ungeschminkter Reiz bei einem Weib vereinigt, ohne daß — offen oder hinter ihrem Rücken — um den ungestörten und rechtmäßigen Besitz dieser Kleinodien gekämpft und gestritten wird?

Und das Bild des rothaarigen Franz und sein selbstbewußtes Auftreten gegenüber dem Mädchen stand lebhaft vor mir. Es war offenbar, daß dieser Mann eine gewisse Herrschaft über die alleinstehende Gespielin aus den Kinderjahren ausübte. Sie schien ihn zu fürchten, heftig und streitlustig, wie er war. Aber sie „achtete“ ihn doch. Falls diese Achtung sich in Sympathie verwandelte, dann war kein großer Schritt mehr bis zur Liebe. . . . Kurz: dieser große, brutale, breitstirnige Bursche, der den Ruf einer ebenso schlauen als männ-





lichen, energischen Persönlichkeit genos — dieser mutige Kaufbold — „ein bißchen Alkoholiker“ — übrigens ein guter Kerl, wenn ihm nichts wider den Strich ging — diesen Menschen mußte ich als Nebenbuhler, und zwar als keinen unbedeutenden, betrachten.

Doch, sie liebte ihn ja nicht, und — was dann! Aber ich liebte sie mit der jugendkräftigen Gewalt einer reinen, unverfälschten Liebe, so keusch und unschuldig, wie sie da an meiner Seite ging, während ihre kleine, warme Hand in der meinigen ruhte. Vergalt sie meine Liebe, wie leicht kam es mir dann vor, sie aus den schicksalschwangern Verhältnissen herauszureißen, in denen sie lebte! Wohl war ich arm und ohne protegierende Freunde und Verwandte. Aber ich konnte arbeiten, und — das Ganze sollte nicht lange dauern! — wenn sie mich nur liebte.

Ich bog mich über sie und flüsterte: „Grethe, — ich liebe dich! Willst du auf mich warten und meine Frau werden?“

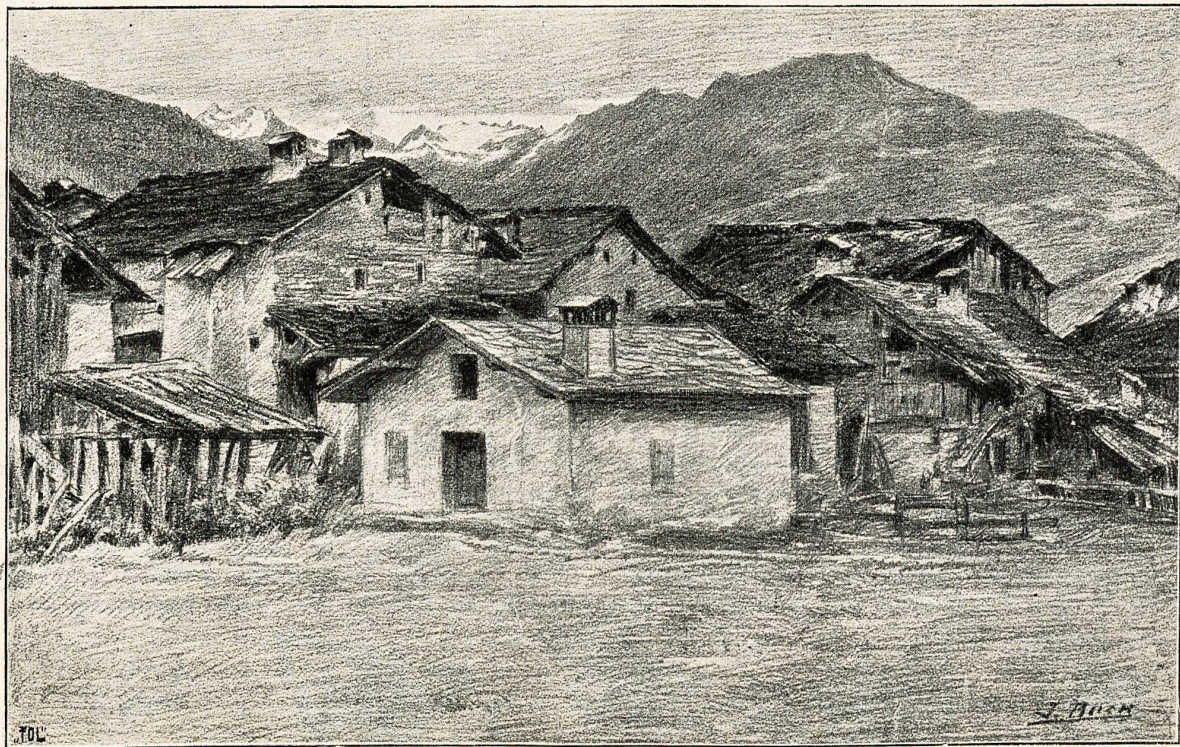
Ihr Arm zitterte in dem meinigen. Aber sie antwortete nicht. Sie schien ihre Schritte zu beschleunigen. Wir hatten nun den Ort unserer frühern Begegnung erreicht. Da blieb sie stehen und kehrte mir ihr Gesicht mit einem seltsam traurigen Blick zu. Der Shawl war von dem schönen Kopf zurückgeglitten, und das goldige Haar leuchtete im Mondschein. Sie war bleich und ich sah, daß ihre Lippen zitterten.

„Ich mußte auch dich lieben, — ach, du weißt nicht, wie sehr,“ — sagte sie langsam, — „von dem ersten

Augenblick an, als ich dich sah. Du sollst es wissen, daß meine Gedanken die Erinnerung an dich in all diesen Jahren bewahrt haben. Ich erwartete dich. Ich war so überzeugt davon, daß du zurückkommen würdest. Aber als dies geschah, da durfte ich dich nicht sehen. Ich widerstand, bis heute abend. Ich weinte und kämpfte daheim. Aber als es dunkel wurde, da konnte ich es daheim nicht mehr aushalten. Ich warf mich in die Kleider und lief nach dem Festhause, so schnell mich meine Füße tragen konnten. Ich mußte dich sehen, bloß sehen! Es war so unheimlich auf dem Moor . . . es war, als folgte mir ein Unglück auf den Fersen. . . .“

Ich ergriff ihre Hände. Sie überließ mir dieselben und fuhr dann hastig fort:

„Ich habe so viel und so oft an all dieses gedacht — an dich und mich. Zuweilen war es fast, als ob andere für mich dächten. Oft hörte ich Fremde — im Pfarrhose und anderswo — von Verhältnissen sprechen, die den unsrigen glichen. Es endete fast immer unglücklich. Da beklagte man so sehr den Mann, ‚der sich selber opferte‘, der ‚damit experimentieren wollte, schlichte Mädchen in die Damenwelt und zu den gebildeten Klassen emporzuheben!‘ Da schwor ich, daß ich nie ein solches Unglück über denjenigen bringen wolle, den ich im Stillen liebte, — selbst wenn er mich darum bäte. Du vergiffest auch jetzt, daß ich ein Kind bin. Du sagst, daß dir dieses gleichgültig ist; — das wird nicht so bleiben. Die Fremden, deine Verwandten, deine Freunde, unsere eigenen Kinder werden dich ausforschen:



Studie aus dem Wallis. Von J. Auch, Paris.



Studie aus dem Wallis. Von F. Känel, Paris.

„Woher kommt sie? — Wer war ihre Mutter — und ihr Vater? — Wer? —“ Und sie werden darüber spotten und auf mich herabschauen, — o, wie sie auf uns herabschauen können, so freundlich, so freundlich! — Und doch so, daß uns gleichsam der Boden unter den Füßen brennt! — weil ich nichts weiß und nichts gelernt habe, womit ich mich verteidigen könnte. — Ich habe das alles ganz deutlich gesehen! — Wenn ich erst deine Frau bin, dann wirst du mich mit den andern vergleichen, mit Damen von reicher und glücklicher Herkunft — und du wirst mich immer weniger lieben können, wie jetzt. . . . Laß mich fahren. . . .“

Sie schien plötzlich einem lange schlummernden und nagenden Schmerz Ausdruck gegeben zu haben. Sie preßte die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

Ich zog sie an mich und suchte ihr zuzusprechen. Aber es war, als wenn all das Unrecht, das mit dem Dasein dieses Menschenkindes verbunden war, mit einem Schlag in bitterer, realer Wirklichkeit ihr zum Bewußtsein gekommen wäre.

— Und sie weinte lange.

Es schien doch zuletzt, als ob sie die Herrschaft über sich selber wieder gewänne. Sie wandte ihr Angesicht gegen mich und sagte langsam:

„Küsse mich, ich liebe dich ja, und dann lasse mich gehen.“

Ich suchte sie wieder zu ermuntern. Ich gab es

für diesmal auf, ihre Auffassung von ihrer Stellung gegenüber meinem Antrag zu beeinflussen. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich. Und als es mir erst gelungen war, ein Lächeln auf ihren Lippen zu entdecken, da faßte ich neue Hoffnung, sie — einmal später von dem Unwahren zu überzeugen, das nach meiner Ansicht in ihren Betrachtungen lag.

So wanderten wir, einander fest umschlingend, in der schönen Nacht unsern Weg. Und sie erzählte mir mit kindlicher Offenherzigkeit alle ihre Freuden und Sorgen. Wir vergaßen die Gegenwart in dem Glück des Augenblicks. Ich sah tief in diese reine, unbefleckte Seele, sah Reichtümer und Schätze in unpolierter Pracht aufleuchten, sah Fähigkeiten und Gefühle, die ihr und ihrer Umgebung die Zufriedenheit und den täglichen Segen eines Lebens hätten sichern können. — Und das alles sollte zu Grunde gehen!

Wir hatten wohl zum zwanzigstenmal den Steg über die Au erreicht. Ich blieb stehen. Die Röte war auf ihre Wangen zurückgekehrt.

Ich hob sie auf meinen Armen ins Licht empor! Und sie lachte wie ein Kind und wünschte, mit mir weit, weit fort fliegen zu können. — Ich faßte Mut und bat sie aufs neue, ich bat mit all der Innigkeit meiner Liebe.

Da schlang sie auf einmal ihre Arme um meinen Hals und bedeckte mein Gesicht mit heißen Küssen. Und ohne weitere Antwort zu geben, riß sie sich plötzlich los





Händmeyer.

und sprang wie ein gejagtes Tier über den Steg. Ehe ich mich besonnen hatte, war sie verschwunden.

Ich stand wie gelähmt. Es war mir in diesem Augenblick unmöglich, das Wesen dieses wunderlichen Kindes zu verstehen. Aber ich empfand nicht das Verlangen eines enttäuschten Liebhabers, in philosophischen und psychologischen Betrachtungen Trost zu suchen. Ich fühlte mich überhaupt nicht getäuscht. Sie liebte mich ja! Sie — Gretche mit dem goldigen Haar, dieses schöne Kind! — — Und eine wilde Freude ergriff meine Seele, die dieses Gefühl früher nie gekannt hatte. Ich grüßte den Wald und die taunassen Wiesen mit einem lauten „Halloh!“, hoffend, daß dieser Abschiedsgruß noch das Ohr des flüchtenden Mädchens erreichen würde. Dann lief ich davon, geradeaus, durch Busch und Strauch, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben. Und bald stand ich wieder im Festhause.

Das Fest dauerte noch immer fort. „Die Honoratioren“ hatten sich längst zurückgezogen, und ich saß auf dem Bett, im Begriff, zur Ruhe zu gehen. Mein lebenswürdiger Wirt hatte sich gerade eingefunden, um ein wenig mit mir zu sprechen, ehe wir uns schlafen legten. Er streckte sich behaglich in dem alten Lehnstuhl und blies die weißen Wolken seiner Cigarre in die Höhe.

Da ließen sich auf einmal schnelle Schritte im Gange hören. Sie näherten sich der Thüre, und es wurde in jenem unruhigen, ein wenig achtungsvollen Tempo angeklopft, das Leuten eigen ist, die eine schlechte Nachricht bringen. Es war der Unterverwalter.

„Sie treiben es toll, die Bursche,“ meldete er und blieb, mit der Hand auf der Klinke, stehen, bereit, wieder zurückzulaufen. — „Drüben, hinter dem Hofplatz, sind sie in eine Schlägerei geraten. Es sind Zehn gegen Einen, — aber dieser Eine wehrt sich gut. Wir sind nicht imstande, Ruhe zu stiften, Herr. Sie mögen selber kommen, aber bald, denn sie gebrauchen schon das Messer.“

— Und der Mann verschwand wieder in schnellem Lauf den Gang hinab.

„Komm mit!“ sagte mein Freund und sprang auf. Er warf die Cigarre hin und ergriff ein paar eiserne Schläger auf dem Tisch. Ich fuhr schnell in die Kleider, und einen Augenblick später standen wir im Garten.

Es war in der Morgendämmerung. Ein kalter, feuchter Nebel breitete sich schwer und unheimlich über die struppigen Büsche und das kurz abgemähte Gras auf den Rasenplätzen. Wir standen einen Augenblick still und lauschten. Zuerst war alles ruhig, — nicht ein Laut. Dann drang ein dumpfer Lärm durch den Nebel, nun das wütende Gebrüll einer Stimme, ein Fluch und ein Knäuel von verworrenen Knien.

Wir eilten dem Lärm nach, und bald standen wir mitten im Getümmel.

„Was gibt's da?“ rief mein Freund dem Nächsten zu, der achtungsvoll vor dem kräftigen Mann zur Seite wich, dessen Zorn ebenso sehr gefürchtet wurde, wie man seine Güte und sein warmes Herz liebte.

„Es ist Jochum Kalbsknie, Herr,“ antwortete der Meisterknecht und trat, mit der Hand an der Mütze, hervor. „Er sing heute abend mit Franz vom Moor drinnen in der Gefindestube Streit an. Jochum hat ein grobes, schmutziges Mundstück, und als sie hinab kamen, langte ihm Franz eine Mauschelle, die er nicht so leicht los wird. Nun hat er die andern aufgereizt, ihm zu helfen. Und als Franz nach Hause gehen wollte, versperren sie ihm den Weg und wollten ihn prügeln.“

Diese Mitteilung, die häufig durch das Geschrei der Kämpfenden unterbrochen wurde, war kaum beendet, als wir mitten im Getümmel standen.

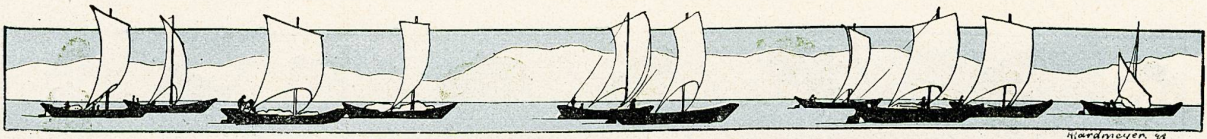
Dort rangen sie miteinander, wobei der eine bald oben, bald unten war, keuchend und stöhnend. Man konnte in der Eile nicht genau sehen, wie viele aneinander geraten waren. Doch fuhren alle Fäuste nach dem gleichen Ziel. Alle Gesichter glühten von Trunkenheit und Wut. Man sah zusammengebissene Zähne und Lippen, die durch den zähen, blutigen Schaum stöhnten. — Nur ein Mann war bleich. Er war in der Mitte des Knäuels. Er lag auf den Knien und kämpfte wie ein Löwe. Aber es war kein Kampf in unbefonnener Wildheit, den dieser Mann führte, — in diesem Fall wäre er längst verloren gewesen. Den linken Arm in die dicke Jacke gehüllt und das Taschenmesser in der rechten Hand, parierte er Hiebe und teilte solche aus. Die ganze Zeit verzog er keine Miene. Sein starrer Blick und die zusammengepreßten Lippen sprachen von Haß und Verachtung gegen diese Feiglinge. Zuweilen schleuderte er einen Mann aus der Gruppe, daß er zu Boden taumelte, bis er wieder mit einem Gebrüll sich auf seinen Feind werfen konnte. Zuweilen traf seine geübte Hand so gut, daß ein Gebrüll nachfolgte, während die Uebermacht für einen Augenblick unwillkürlich zur Seite wich und der Ueberfallene sich bewegen konnte. — Aber der Mann, der auf den Knien kämpfte, war stumm. Nicht ein Laut kam über seine Lippen, obschon das Blut in Strömen aus einer klaffenden Wunde an seiner Stirne rann.

„Zurück, Teufelsbrut!“ rief nun mein Freund und sprang auf den Schwarm los. Er ergriff den Nächsten mit beiden Händen am Kragen und schleuderte ihn so leicht wie einen Ball in den Kreis der Gaffer.

„Und nun in des Teufels Namen! Verwalter und Ihr starken Bursche! Wie könnt Ihr mit den Händen in der Tasche dastehen und zusehen!“ — Und bebend



Händmeyer 92.



vor Born streckte er die Hand nach Franz aus, dessen Schläge matter und matter zu fallen begannen.

„Entschuldigen Sie gütigst, Herr,“ antwortete der kleine Verwalter erschrocken und trat aus dem Kreis heraus, „dies alles ist im Handumkehren geschehen. Auch wir haben versucht, Ordnung zu schaffen. Aber wir waren nicht stark genug. — Dort hinter dem Teich liegt der Kutscher mit einem Messerstück im Schenkel. Er war unser bester Mann!“

„So, nun drauf auf sie! Vorwärts und greif zu, wer in meinem Dienst bleiben will!“

Und nun wurde der Platz rasch geräumt. Jeder war auf seinem Posten. — Selbst der kleine Verwalter fühlte sich augenscheinlich zur That entflammt, und er eröffnete eine lebhafte Bataille gegen ein Bein ohne Holzschuh, das zappelnd aus dem Knäuel heraus ragte.

Aber ehe der Ueberfallene von seinen Angreifern befreit war, erhob sich ein langer Kerl vom Boden, wo er niedergedrückt unter seinen Kameraden gelegen hatte. Er arbeitete sich schnell los, richtete dann von hinten einen Stoß gegen den Rücken des Knieenden und verschwand in langen Sprüngen im Nebel.

„Köder!“ brüllte Franz in unbeschreiblich verzweifelter Wut. Er machte noch einen Schlag mit den Armen, verlor das Messer und fiel in den Sand, ohne einen Laut von sich zu geben.

Es war ein abstoßendes Bild, das dieser Herbstmorgen beleuchtete. Längs des Zaunes lagen die Käufer, die Hände auf den Rücken gebunden, mit bleichen, blutigen Gesichtern und zerrissenen Kleidern. In dem nassen Gras auf dem Teich saß der große Peter, der Kutscher, und jammerte, während seine Frau neben ihm stand und Ströme von Thränen weinte. Drüben an der Hopfpforte verschwand gerade die Bahre, auf die wir den krausköpfigen Franz gelegt hatten. Sein Haar war durch Blut und Staub verfilzt. Er lag da, mit geschlossenen Augen und kaum hörbaren Atemzügen, während das Blut zwischen den bleichen Rippen hervorrieselte.

Und der Morgenwind kam und brachte Bewegung in die träge, dunstige Luft. Er trieb den nassen Nebel in die entsetzten Gesichter, die infolge der durchschwärmten Nacht bleichgrau waren. Er wirbelte ein Häuflein dürres Laub und alte Strohhalme auf dem blutigen, aufgewühlten Platz umher und fuhr dann wild über die dürrn Felder hinaus.

Nur ein Mann wurde nach dem Kampf vermißt, Jochum Kalbsknie. Niemand wußte, was aus ihm geworden war.

Ich ging hinauf, um nach Franz zu sehen. Er lag noch bewußtlos und mit geschlossenen Augen. Die breite Brust arbeitete langsam und mit Mühe. Mein Wirt hatte ihn in sein eigenes Bett gelegt, ihn gereinigt und verbunden. Er hatte seinen besten Wein aus dem Keller

geholt und ihn damit gelabt. Dann jagte er selber mit den Vollblutpferden von dannen nach dem Hausarzt und dem Hardeßvogt. „Dieser Mann muß am Leben erhalten werden, wenn noch Hoffnung für ihn ist,“ war das letzte Wort, das er zu mir sagte. „Es gibt nicht viele von dieser Rasse mehr; sie wird immer dünner!“

Ich wußte, wem dieser Kampf gegolten hatte! Grethe mit dem goldigen Haar. Ich beugte mich über den Verwundeten und betrachtete ihn lange. Dieser rohe, aber männliche Bursche, der dort lag, diese brutale Person mit dem willensstarken Gesicht und dem rücksichtslosen Mut, war also mein Nebenbuhler — bei diesem Mädchen.

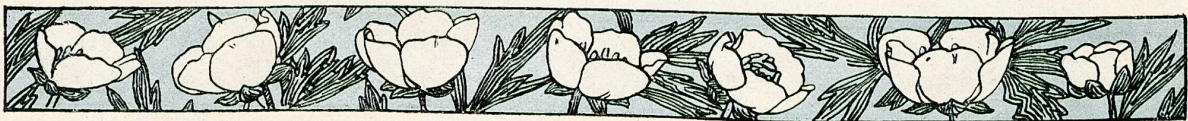
Er atmete nun leichter und wälzte sich zuweilen wie in Schmerzen im Bett. Das Hemd war auf der behaarten Brust weit offen. Auf derselben war ein Anker eintätowiert und unter demselben die Anfangsbuchstaben ihres Namens und eine Jahreszahl, die gerade um drei Jahre zurückführte. Es war etwas in dem Wesen dieses Mannes, das mich abstieß, etwas, das mir Achtung einflößte. Es war mir fast eine Erleichterung, dieses letztere erkennen zu können.

Noch am gleichen Morgen kehrte ich nach Kopenhagen und zu meinem Studium zurück. Einige Zeit nachher erhielt ich einen Brief von meinem Freund, in dem er mir in Kürze mitteilte, daß der „rote Franz“ heim nach seinem Haus im Moor gefahren sei und nun teilweise von der schönen Grethe gepflegt würde. Er sei sehr schwach, aber doch in Besserung. Am schlimmsten sei es mit dem Messerstück im Rücken, den ihm Jochum, der Hund, versetzt habe. Dieser habe die Lunge getroffen. Doch werde er sich erholen, und es sei nicht unmöglich, daß Grethe, die früher etwas kühl gegen ihn gewesen sei, nun vor einem so männlichen Ritter nachgebe. Im übrigen seien die Hühner noch nicht vorbei und die Hasen habe mein Besuch nicht sonderlich gelichtet.

Im nächsten Frühling hielt Grethe Hochzeit mit Franz. Mein Freund schrieb bei diesem Anlaß: „Da stehst du, was ich gesagt habe. Nun hat sie nachgegeben. Ich sah sie neulich am Steg über die Au. Sie sah just nicht froh aus. Sie hatte ihr Haar mit einer weißen Wasserlilie geschmückt und stützte sich auf die Brüstung und blickte gedankenvoll in die Strömung hinab, ohne mich zu bemerken.“

Diese wehmütigen Erinnerungen waren es, die mir vorschwebten, während ich den Knecht mit dem gefatteltesten Pferd erwartete. — Jetzt hörte ich den Schnee draußen unter seinen Hufen knirschen. Bald war ich auf dem Weg.

Es war ein herrlicher Abend. Der Vollmond füllte





den Raum mit Licht. Dieses wurde durch den Glanz des frischgefallenen Schnees verstärkt, der weich die ruhenden Felder bedeckte und die Spur des Weges verwischte.

Alles war still. Nicht einen Laut hörte man auf der Ebene, nicht ein Lüftchen kräuselte den leichten Schnee. Alles war Ruhe und Licht.

Und während mein Pferd schnell und leicht wie ein Vogel über den Schnee dahinslog, während ich, das Gesicht aufwärts den ewigen Lichtspendern zugekehrt, die wunderbar reine Luft einatmete, die mir entgegen strömte, da verschwand alle Bitterkeit aus meinem Herzen. Und als ich, wie von einer gewaltigen Hand getragen, längs der zugefrorenen Au dahinslog, durch das niedrige Gebüsch und an den weißgrauen Baumstämmen vorüber, als ich unsere alte Begegnungsstelle und den Sieg über die Au mit der verfallenen Brustwehr hinter mir verschwinden sah, da holte mich noch einmal jenes weiche Gefühl ein, das mich als Jüngling nach unserer letzten Begegnung ergriffen hatte!

Und es war, als eilte ich zu einer Feier durch diese festlich geschmückte Natur. Es sind strahlende Lichter in der kühlen Halle angezündet. Der schneeweiße Teppich, den noch nie ein Fuß betrat, ist für den kommenden

Gast gebreitet. Der große, kühle Raum ruht in stiller feierlicher Erwartung.

Ich hatte die Hütte erreicht und hielt das dampfende Pferd an. Niemand kam heraus. — „Hoho!“ — Keine Antwort. — Ich stieg ab und band das Tier an einen Baum.

Ich drückte auf die Klinke an der Thüre und trat in die niedrige, ärmliche Stube. Eine qualmende Lampe von jener Art, der ein phantasiereicher Industrierritter den Namen „Nordlichtlampe“ geschenkt hat, beleuchtete spärlich den engen Raum, der nach Brauntwein und Moder roch. In einer Ecke saß ein Mann. Er war ganz zusammengefunken und verbarg sein Gesicht in den Händen. Er gab nicht einen Laut von sich und schien zu schlafen. Im Alkoven neben der Bettstelle stand der schielende Knabe. Er kaute noch an seinem Halm, während große Thränen langsam über die dicken Wangen herab rollten.

Aber auf einem Schemel neben dem Bett saß ein kleines, fünfjähriges Mädchen. Es kehrte mir den Rücken zu und hielt die Hand der Mutter gefaßt, die es mit Thränen und stillen Küssen bedeckte.

Ich ergriff die Lampe und hielt sie über das Bett. — Ich schließe deine Augen — Grethe mit dem goldigen Haar! —

Die Bedeutung unserer Festungen.

Von Heinrich Fridöri, Zürich.

Ob bei einer europäischen Konflagration die Grenzen unseres Vaterlandes von unsern mächtigen Nachbarn respektirt oder verletzt werden, hängt von der Stärke und Schlagfertigkeit unseres Heeres ab. Unsere Neutralität ist genau so viel wert wie unsere Armee. Wehe dem Lande, das in verblindetem Sicherheitsgefühl auf geschriebene Verträge baut! — Die Geschichte der neuesten Zeit liefert uns schlagende Beispiele, daß Macht vor Recht geht. Trotz der vor Kriegsausbruch von der europäischen Diplomatie feierlich ausgegebenen Parole, daß keiner der kriegführenden Teile irgend welchen Vorteil davontragen dürfe, hat die gleiche Diplomatie dem kleinen, besiegten Griechenland eine beträchtliche und sehr empfindliche Kriegsentschädigung auferlegt.

Dem kleinen Rumänien, das 1878 tapfer an der Seite Rußlands focht, wurde von seinem mächtigen Verbündeten dessen schönste Provinz, Bessarabien, brutal entrissen und es dafür mit der Wüste Dobrutschka entschädigt.

Aber auch die Geschichte unseres eigenen Landes lehrt, wie thöricht es wäre, uns auf das Wohlwollen der Nachbarn zu verlassen:

Trotz der am 15. September 1813 von der Tagsatzung feierlich verkündeten Neutralität der Schweizer, überschritten die Truppen der Alliierten, Oesterreicher und Russen trotz Protest am 21. Dezember 1813 unsere Grenzen und es folgten Durchzüge von 130,000 Mann, die bis Mitte Januar 1814 dauerten und Elend und Not von Schaffhausen bis Basel in ihrem traurigen Gefolge hatten. Unser durch Uneinigkeit zerrissenes und für einen

Krieg gänzlich unvorbereitetes Land hatte für seine Kurzsichtigkeit schwer zu büßen. Der schweizerische Oberkommandierende von Wattenwyl hatte nur 12,500 Mann zu seiner Verfügung, gerade genug, um beim Einmarsch des mehr als zehnfach überlegenen Feindes den Rückzug anzutreten und sich ohnmächtig in eine Schlage fügen zu müssen, die von den Leitern unseres Landes selbst verschuldet worden war. Auch damals war die schweizerische Neutralität genau so viel wert, wie die Armee. . . .

Im Jahre 1838, als Frankreich durch seinen Gesandten in der Schweiz, Herzog v. Montebello, am 3. August die sofortige Ausweisung des Schweizerbürgers Louis Napoléon Bonaparte verlangte — derselbe war schon sechs Jahre früher, am 18. April 1832, von der thurgauischen Gemeinde Salenstein als Bürger aufgenommen worden und hatte damit das unbestreitbare Recht auf alle Vorteile, welche die Naturalisation einem Schweizer gewährt — wurde unser Land in der betreffenden Drohnote „als ein Herd von Intriguen“ bezeichnet und der Obergeneral der französischen Armee, Aymard, der die Schweiz an der Westgrenze mit 27,000 Mann zu beobachten hatte, erlaubte sich in einem Tagesbefehl die Drohung: „Unsere turbulenten Nachbarn werden sich bald überzeugen, daß sie besser gethan hätten, sich der Forderung der französischen Regierung zu unterwerfen, als mit Erklärungen zu antworten, die unsern nationalen Stolz verletzen.“

In seinem Buche „Politische Erinnerungen von 1833—1883“ erzählt unser langjähriger Gesandte in Paris, Dr. Kern, wie Kaiser Napoleon III. am 3. Januar 1857 ihm in einer langen

